Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 17 — Bremen-Berlin, den 22. April — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Auferstehung. Von Bruno Wagener. — Ostern für mich. Von P. Kirmß. — Auferstehn! Eine Osterlaienpredigt. Von W . . . . n. — Mein Besuch der Grabeskirche in Jerusalem. Von Kaufmann Willy Wohlberedt in Berlin. — Neuste astronomische „Feststellungen" zum Leben Jesu. II. — Schulsorgen. II. Von D. Paul Mehlhorn. — Vom Büchertisch.

Auferstehung.

Vor Sonnenaufgang war's. Im Osten fern,
In kurzer Dämm'rung graute leis der Tag;
Noch bebte schmerzvoll in der Frauen Brust
Schlafloser Nächte bitter-wehe Qual:
„Wer wälzet uns den Stein wohl von dem Tore?"

Nun standen sie an felsgehau'ner Gruft,
Und sprachlos staunten sie. Weit offen stand
Das finstere Gewölb' — und plötzlich brach
Ein helles Licht wie Engelsgruß hervor:
„Was sucht ihr den Lebend'gen bei den Toten?"

Sie wandten sich. Da sahen sie im Glanz
Der Morgensonne leuchtend vor sich steh'n,
Den sie im Grab gesucht. Hell schimmerte
Sein mildes Angesicht, und freundlich klang
Sein Gruß den Frauen: „Friede sei mit euch." — —

Aus grauer Vorzeit kam die Kunde uns.
Wir aber wälzen heut' noch an dem Stein,
Den keines Menschen Hand vom Flecke rührt, —
Als hätte nie die Stimme uns getönt:
Was sucht ihr den Lebend'gen bei den Toten?

Und um des Meisters Worte tobt der Streit,
Und „Ketzer" tönt's in finsterm Glaubenswahn
Entgegen uns aus falscher Jünger Mund, —
Und unter Jesu Namen pred'gen sie
Unheil'gen Haß, als wäre ihnen nie
Der Gruß erklungen: „Friede sei mit euch!" — —

Der Frühling lacht. Die Osterglocke ruft;
Und Auferstehung raunt's in Busch und Hain.
Die Nacht ward überwunden durch den Tag.
Soll nur in uns kein Auferstehen sein?

Bruno Wagener.

Ostern für mich.

Ev. Joh. 20, 16: Spricht Jesus zu ihr: „Maria!" Da wandte sie sich um und spricht zu ihm: „Rabbuni", das heißt: Meister.

Die Gemeinde feiert Ostern in der Kirche. Sie singt dem „Überwinder" ihre Lieder. Sie freut sich, daß auch sie teil hat an der Beute, die er davon getragen hat, an seinem Sieg über Grab und Tod. Sie erlebt seine Verheißung: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Mir ist durch diese Gemeinde die Lebens- und Auferstehungskraft Jesu Christi vermittelt worden oder soll wenigstens vermittelt werden. So will ich Ostern mit der Gemeinde feiern. Auch mit der Natur will ich Ostern feiern. Ihre Auferstehung in Wald und Feld, auf Höhen und in Tälern, ihre Auferstehung durch den warmen Frühlingswind und den milden Frühlingsregen soll mir eine Predigt sein von dem Gott, der dem Tode nicht das letzte Wort läßt, sondern das Leben zum letzten Ziele aller seiner Wege gemacht hat. Aber das Ostern der Gemeinde und das Ostern der Natur genügen mir noch nicht. Ich will Ostern für mich, ein ganz persönliches Ostern feiern.

So feierte dort Maria ein Ostern für sich. Sie steht selbst vor dem Auferstandenen. Sie hört, wie er sie bei Namen nennt. Sie antwortet ihm: „Meister!" Kann ein heutiger Mensch so Ostern feiern? Kann der Unterschied der Welten, der morgenländischen und abendländischen Welt, der Unterschied der Zeiten ganz untergehen, daß mir Jesus ein gegenwärtig Wirkender wird? Wenn ich mit meinen Anschauungen auf einmal versetzt würde in das Morgenland vor 1900 Jahren, wer würde mich dort verstehen? Wenn Jesus auf einmal von dort hierher versetzt wird, können ihn die Menschen verstehen? Das ist es ja, was man jetzt immer wieder hört: „das Christentum ist auf einem uns ganz fremden Boden gewachsen; es ist deshalb unmöglich, daß es in der heutigen Zeit, in der abendländischen Kulturwelt Wurzeln schlägt. So groß seine befreiende Wirkung einst war, für uns ist seine Zeit abgelaufen."

Doch da hat mir Ostern etwas zu sagen. Jesus ist auferstanden, das heißt doch auch: Er hat sich los gemacht aus der Gewalt seiner Feinde, die ihn damals festhalten wollten, sein Wirken einschränken wollten in den engen Kreis, den er in seinem Erdenleben umspannt hat. Er hat sich los gemacht von den Schranken seiner Zeit. Er ist zum freiwaltenden, die Welt verklärenden und durchdringenden Geist geworden, der zu jedem Zeitalter in der Sprache redet, die es versteht, und jedem das bringt, was er braucht. Er wanderte durch das Mittelalter, und so fremdartig uns auch die katholische Frömmigkeit des Mittelalters erscheint, auch in ihr lebte die Gottes- und Menschenliebe, welche Jesus gebracht hat, und die Sehnsucht nach dem Frieden mit Gott und die Gewißheit der Versöhnung mit Gott, die er verkündigt hat. In dem freimachenden Geist

der Wahrheit, welcher die Reformationszeit durchwehte, in dem Pietismus Speners und Zinzendorfs, in der Frömmigkeit Schleiermachers, in welcher der Geist, der auch die Tiefen der Gottheit erforscht, sich verband mit der Freiheit des Gedankens — überall feiert er seine Auferstehung in neuer Gestalt. Er redete zu den Menschen des 16. Jahrhunderts, des 18. Jahrhunderts, als wäre er ein Sohn ihrer Zeit. So kommt er auch zu mir. Er ist für mich kein Morgenländer mehr. Er ist mir ein Kind dieser heutigen Zeit. Er deutet mir die Fragen dieser Zeit. Er zeigt mir die Nöte dieser Zeit und die Mittel, sie zu heilen. Er bringt mir das, was ich brauche. Er löst meine Zweifel. Er beantwortet die Fragen meines Herzens. Er versteht mich und ich verstehe ihn, als wären wir zusammen aufgewachsen in derselben geistigen Luft. Er tritt neben mich, wie ein Freund, der mir die Hand auf die Schultern legt und spricht zu mir: „Ich meinte dich, als ich dort starb und siegte." Er nennt mich bei meinem Namen, wie dort die Maria und ich spreche zu ihm: „Mein Meister!" Ich bin mit ihm ganz allein. Wir feiern zusammen Ostern, er und ich.

Seine Jünger, die mir erzählen, daß sie ihn einst als den Auferstandenen gesehen haben, Paulus, der bei Damaskus vor ihm niederfiel, Luther, der mir verkündigt, daß nicht Werke, sondern allein der Glaube an ihn selig macht, meine Eltern und Lehrer, die mich in früher Jugend zu ihm führten, ihr alle, die ihr an meiner Seele gearbeitet habt, damit ich ihn erkennen und lieben lernte, habt Dank für alles, was ihr an mir tatet; aber nun ist eure Mission an mir erfüllt; nun tretet zurück; ihr seid nun meine Meister nicht mehr. Er ist selbst zu mir getreten. Ich habe ihn selbst gefunden und erkannt. Er nennt mich bei meinem Namen und ich spreche zu ihm: „Du bist mein Meister." Wir feiern zusammen Ostern, er und ich. Ich verstehe ihn in meiner Weise, nach meinen Kräften und Gaben. Ich frage nicht mehr, wie er einst auferstanden sei, leiblich oder geistig. Kein Mensch soll mir darüber Vorschriften machen, und wäre er noch so gelehrt und noch so heilig. Er allein ist mein Meister.

Das Geschick, das mich über sonnige Höhen und durch dunkle Täler führt, die Sünde, die mich ach so oft als mein böser Geist mit ihrer Finsternis umgibt, der Tod, der immer wieder seinen schwarzen Schatten in mein Haus und auf meinen Weg wirft, sie alle sind nicht mehr Meister über mich; sondern Christus, der Geschick, Sünde und Tod mir unter die Füße gibt, ist mein Meister. Ich gehöre ihm und er gehört Gott.

Nun kommt auch ihr, ihr meine Toten, die ihr von mir gingt im Alter oder in der Jugend. Ich sehe auf eurem Angesicht den milden Frieden, den Christus bringt. Ich sehe eure Gestalten verklärt von der Herrlichkeit des lebendigen Gottes, die er uns geoffenbart hat. Euch und mich umfängt dasselbe Reich der Ewigkeit, in welches er eingegangen ist als unser Meister und Haupt.

Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum!

So feiere ich Ostern für mich. P. Kirmß.

Auferstehn!

Eine Osterlaienpredigt.

Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heut so gern,
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
Denn sie sind selber auferstanden:
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Hast du sie alle ans Licht gebracht.
(Aus Goethes Faust.)

Ostern! — Das Frühlingsfest, das Fest der Auferstehung! — „Christus ist auferstanden, wahrhaftig auferstanden, er ist leibhaftig seinen Jüngern erschienen." So hörst du es alljährlich am Ostersonntag fast mit denselben Worten sich wiederholend, mit denselben Begründungen, wie du sie in der Jugend lernen mußtest, von der Kanzel. So lange der Prediger mit einer langen Frühlingseinleitung, in bilderreich-fesselnder Sprache dir die Ostertatsache schmackhaft macht, hörst du noch aufmerksam zu, aber da, beim ersten Teil der Predigt schon ertappst du dich plötzlich selbst als unaufmerksamen Zuhörer, und so sehr du dich schämst und zwingen willst, du hast den Faden verloren, du vermagst dem Redner durch die drei Teile seiner Predigt nicht mehr zu folgen. Liegt das am Prediger, oder fehlt dir die innere Überzeugungskraft dessen, was du hörst?

Wahrhaftig, die Menschen sind gegen die Ostertatsache, den Glauben an die Auferstehung, erschreckend gleichgültig geworden. — Warum? — Mancherlei hat dabei mitgewirkt! Zunächst der Fortschritt der Menschen in aller Erkenntnis. Früher wies man nach oben, nach der Himmelsbläue, als ob dort der Wohnort der Seligen, der Toten und doch Lebenden sei. Aber seitdem wir die Erde und die Sonnensysteme des Weltalls kennen, wissen wir nicht mehr räumlich den Ort zu bezeichnen, wohin wir gehen, wenn wir sterben. — Die zunehmende Erkenntnis auf allen Gebieten hat weiter den Wunderglauben der Menschen immer mehr schwinden gemacht, je tiefer wir schauen durften in die Gesetze und Geheimnisse der Natur, um so skeptischer sind wir allem dem gegenüber, was Wunder sein soll, geworden. Wir wissen, daß keine Jungmühle dem dahinsterbenden Fleische wieder neue Lebenskraft zu bringen vermag, daß die Gesetze des Werdens und Vergehens unabänderlich sind.

Und nun stellt man auch die biblischen Berichte von der Auferstehung Christi in die Beleuchtung moderner Wissenschaft: „Jesus stirbt, d. h. Leib und Seele trennen sich. Der Leib wird begraben, während der Geist zur Hölle geht zu den Geistern der Abgestorbenen. Nach drei Tagen kehrt die Seele zurück in den im Grabe liegenden Leib, mit dem eine Wandlung (Verklärung) vor sich geht und der dann vom Tode ersteht. Der Auferstandene erscheint darauf zu wiederholten Malen seinen Jüngern und fährt endlich am 40. Tage danach in seinem Leibe gen Himmel zum Vater. Christus, der ins Fleisch geborene Gottessohn, ist wieder bei Gott, von dem er seinen Ausgang nahm, ist selbst Gott!" Das ist die strenge Kirchenlehre, starres Dogma des Glaubens. — Aber dieses Dogma hat die Menschen im Laufe der zeitlichen Entwicklung in verschiedene Lager feindlicher Brüder getrennt. Christus hat zwar gesagt: „Meinen Frieden gebe ich euch!" aber um Christi willen leben die Christen in „Unfrieden". — Um die leibliche Auferstehung und die Gottheit Christi besonders herrscht ein heftiger Streit der Geister. Es ist „der Streit um die 40 Tage", der viele Menschen gar nicht zum Bewußtsein kommen läßt, was die Welt an Christus wirklich besitzt.

Diejenigen, welche sich im Unterschied von den Unbekehrten „Bekehrte", von den Unwiedergeborenen „Wiedergeborene" nennen und ihre Gefolgschaft, fordern ohne Prüfung unbedingte Anerkennung der dogmatischen Lehre über Tod, Auferstehung und Himmelfahrt und verkünden pathetisch, daß mit diesen Dogmen das Christentum stehe oder ohne sie falle. — Das wäre schlimm für das Christentum, wenn's so wäre, noch schlimmer als dies, daß gerade durch dieses starre Festhalten am Dogma verbunden mit einer bösen Intoleranz und Verfolgung Andersdenkender bereits große Scharen der Kirche entfremdet worden sind, die sich nicht aufzwingen lassen wollten, wogegen sich ihre Vernunft sträubt.

Aber wie findest Du den Weg zur Osterfreude und die Gemeinschaft derer, die sich mit dir freuen könnten in echter Osterfreude? — Prüfe zunächst die Geister! Leute, welche Tag und Stunde ihrer Bekehrung angeben können, sich dieses Bewußtseins brüsten und hochmütig auf andere herabsehen als Nichtbekehrte, Verdammte, meide! Da ist keine Ostersonne. — Leute, die Glauben fordern ohne Nachprüfung, die das Opfer der Überzeugung fordern, meide! — Denn da ist kalte Wintersonne. Aber diese Prüfung der Geister

unter der heutigen Verwirrung und Verirrung in unseren kirchlichen Organisationen ist schwer. Was Wunder, daß darum bei solchen Zuständen die Feinde der Kirche triumphieren: „Christus ist abgetan durch das Kreuz und mit der „sogenannten" Kirche geht's von Jahr zu Jahr bergab!"

Sollte keine Möglichkeit vorhanden sein, daß die feindlichen Brüder in der evangelischen Kirche, anstatt sich zu befeinden, zu meiden, auf einer gesunden gemeinsamen Grundlage sich als Denker verständigen könnten? Auch wir Modernen behaupten und vertreten: Christus ist mit nichten abgetan! Aber nicht durch das ist Christus der Heiland der Welt geworden, was und daß einmal Wunderbares mit ihm nach dem Kreuztode geschehen ist, sondern durch das, was er persönlich war. Nicht in den vorübergehenden Erscheinungen Jesu, nach der Auferstehung, wie sie uns im N. T. berichtet werden, bei seinen Jüngern, sondern in seiner lebendig sieghaften Wirksamkeit bis auf unsere Zeit liegt die Bedeutung Jesu. Er, der sterbend seinen Geist in des Vaters Hände befahl, ging zu ihm auch ohne Leib. Wenn in Jesu Gott ins Fleisch geboren wurde, so ließ er bei seinem Tode auch Fleisch und Leib zurück. Oder kannst du dir die Gottheit denken: Gott Vater als Geist, den Sohn in leiblicher Gestalt und den heiligen Geist wieder als geistiges Wesen? — Gott ist Geist!

Warum also das Rückschauen nach Wundern, die wir nicht verstehen, anstatt ein Vorwärtsgehen in den Fußtapfen Christi? Lassen wir das unfruchtbare Gezänk! Wir wollen Auferstehung feiern, Ostern feiern, und Christum finden.

Auferstehen setzt Sterben voraus! Ja, wir sterben, erliegen so leicht, werden tatenlos wie die Toten durch Mißlingen, Verluste, Enttäuschungen, Undank, Schicksal. Auch selbstverschuldetes Unglück nimmt nur zu oft das Vertrauen zum Wiedergutmachen, zum Besserkönnen, zum eigenen Ich uns fort. Wir vergehen in Verzagtheit, wir sterben ab wie dürre Zweige am Baume der Menschheit und die Lebenskraft selbst in uns. — Und doch möchten wir trotz aller Lebensmattigkeit so gerne leben, wieder auferstehen; wir wehren uns verzweifelt gegen den bürgerlichen und geistigen Tod. Denn wir sehnen uns nach einem höheren Leben, einem Auferstehen aus gedrückten Verhältnissen hier schon auf der Erde. Aber da ein persönliches Leben nur in der Gemeinschaft der Mitmenschen sich entfalten und betätigen kann, so wünschen wir auch neues Auferstehen und neues Frühlingsleben unseren kirchlichen Gemeinden, unseren sozialen und staatlichen Verhältnissen!

Frühlingsstürme wehten im letzten Monat über das Land und brachten — ein Sprießen, Auferstehen aus dunklem Schoß der Erde. Frühlingsstürme wehen in unseren Tagen über die Welt der Geister, sie aufzuwecken zu neuem Leben, zum Auferstehen! Wir brauchen nicht zu zagen, wenn auch hier dem Frühling zunächst der Wettersturm vorauseilt; der bringt feuchtende Kräfte der Blüte zur Frucht.

Wie wir uns freuen an unserer Jugend, unseren Kindern, in denen wir Alten uns wieder auferstehen sehen, so wollen wir froh sein, überall in der Welt Spuren des werdenden Frühlings zu schauen: „Es muß doch Frühling werden."

Und gerade in dieser Frühlingsauferstehungshoffnung ist uns Christus ein leuchtendes Vorbild geworden, daß er eben allezeit einen unverwüstlichen Osterglauben sich zu bewahren wußte auch in den dunkelsten Stunden seines Lebens, daß dieser Osterglaube ihn stets zu neuen Ostertaten anfeuerte trotz aller lichtfeindlichen Mächte, und daß er schließlich durchgedrungen ist zur Osterfreude: Er durfte nicht sterben, sondern mußte leben, um durch die Jahrhunderte hindurch besonders lebendig in unserer Zeit Gottes Reich auf Erden immer weiter zu bauen. Des sind wir Zeugen. Das gibt uns Zuversicht und Mut, unsere Sache zu vertreten.

Darum lieber Freund! Du bist nicht geboren, um zu leben und dann zu sterben; dahinter steckt kein Sinn. So steh nun auf nach stärkendem Schlafe, rühre dich! In all der Frühlingspracht durch Osterglaube, Ostertat und Ostersieg feiere die Auferstehung des Herrn: denn du bist selber auferstanden. W....n.

Mein Besuch der Grabeskirche in Jerusalem.

Von Kaufmann Willy Wohlberedt, Berlin.

Den freundlichen Lesern des „Protestantenblattes" und allen Anhängern von Wahrheit und Aufrichtigkeit ist ja schon zur Genüge bekannt, wie man heutzutage jedermann in der althergebrachten Weise (mit wenigen Ausnahmen) den Glauben beizubringen sucht, sie wissen, wie die aufgeklärten Positiven die Geschichten der Bibel auslegen, um sie dem Lässigen und Denkunfähigen mundgerecht zu machen. Ich bin nun Kaufmann von Beruf, so ein kleiner, wie es viele gibt und konnte mich von jeher, trotzdem ich herzlich wenig mit Theologie zu tun habe, nie damit befreunden, mir von Leuten, Lehrern, Geistlichen Wundergeschichten und allerlei Überirdisches erzählen zu lassen, das meist einige wenige auserkorene Menschen erlebt haben sollen, die meinem einfachen logischen Nachdenken direkt zuwider liefen. Als ich Schuljunge war und einmal meinem Lehrer darauf aufmerksam machte, daß bei der Hochzeit zu Kana Jesu doch nicht einem Brautpaare zu liebe aus Wasser Wein machen wird und mir eine Erklärung hierfür erbat, um mein jugendliches Mißtrauen zu zerstreuen, wurde ich einfach auf eine Stunde wegen Lästerung in Arrest behalten. Heutzutage würde mich eine solche Maßregelung oder ähnliches wenig genieren, damals weinte ich bittere Tränen.

Mir war das Glück hold, ich hatte Geld gespart und konnte mir die Welt ansehen. Auf meinen Wanderungen kam ich auch nach Jerusalem, der heiligen Stadt. Hoch standen meine Erwartungen, als ich durch das Jaffator die Stadt betrat, das Schönste und Beste an Seelen glaubte ich dort zu finden, ja alles, was ich Irrender bisher vergeblich auf Gottes weiter Welt gesucht hatte, und doch, wie täuschte ich mich. Zunächst fiel mir die unbeschreibliche Unsauberkeit, die beispiellose Armut und die niedrige Gesinnung im Handeln und Kaufen auf, worin sich besonders die Juden mit den langen Zottelpeißers mehr als die Polizei erlaubt zu gute taten. Wo man hintrat, wo man saß oder stand, hockte ein Jude mit seinem Geldwechselkasten, umgeben von zerschundenen, herrenlosen Hunden, deren Rippen man auf zwanzig Schritt Entfernung zählen konnte. In jedem schmutzigen Winkel saßen Bettler und hungernde Frauen mit ihren armen, vernachlässigten Säuglingen auf dem unsoliden Pflaster. Blinde, Aussätzige, Greise, Krüppel gewahrte das Auge in unzählbarer Menge, kurz, es war eine Enttäuschung, wie ich sie nicht schlimmer erleben konnte.

Nie fiel es mir früher ein, ernstlich an ein solches Jerusalem zu denken. Immer schlummerte in meiner Phantasie das wunderbare Nebelbild einer verklärten Stadt, in der nur Freude, Liebe, Hoffnung, Gottvertrauen wohnt. Nie hätte ich mir aber darunter einen Winkel unter türkischer Mißwirtschaft mit vielen schlechten und verschwindend wenig guten Menschen vorgestellt.

Viel besser aber stand es auch nicht mit der Grabeskirche, wohin ich zuerst die Schritte lenkte.

Das Gebäude liegt versteckt hinter engen Bazargassen, in denen fast Leib an Leib Schuster, Schneider, Gürtler, Schlächter hausen, von Mauern umgeben, daß man sie fast gar nicht findet. Ich hielt mich an einen Zug frommer Männer in braunen Umhängen, die wie Kaffeesäcke aussahen; sie trugen unter näselndem Gesange brennende Lichter. Ich dachte, wenn sie dich auch nicht gerade zum Grabe bringen, so werden sie ja doch irgend einen verehrungswürdigen Punkt zum Ziel haben. Etwas langweilig war der Marsch wohl, da die Leute unzählige Male niederknieten und die Steine küßten. Nun, ich versäumte nichts und erreichte so nach langen Erholungspausen gegen Mittag den Vorhof der — Grabeskirche. Auf dem Hofe hatten sich's alte Weiber bequem gemacht, die Bilder, Rosenkränze, Jerichorosen, Schnitzereien und allerlei Andenken feilboten. Die Kirche macht äußerlich keinen imponierenden Eindruck, doch störte mich das nicht so, da ich das Äußere von vielen Bildern her schon kannte.

Nun aber das Innere.

Zunächst muß ich bemerken, daß unzählige Sekten und Gemeinschaften daran Besitz haben; der einen Altar steht hier, der anderen dort. Griechen, Lateiner, Kopten, Syrier, Franziskaner, Armenier usw. teilen sich das Terrain. Wie nun bei der fanatischen, jeder Belehrung und Einigung unzugänglichen Verwaltung nicht anders zu erwarten, gibt es da häufig Streitigkeiten, die nicht nur mit Worten, sondern auch mit allen zu Geboten stehenden Gegenständen ausgefochten werden, worin die beteiligten Bekehrer gerade nicht sehr wählerisch sein sollen.

Um wenigstens den äußeren Frieden zu erhalten, mußte sich der Ortsvorsteher oder Gouverneur (was ja gleichgültig) notgedrungen entschließen, Wachposten aufzustellen, die eventuell eingreifen müssen, schlimmstenfalls von Militär unterstützt. Gleich hinter der halbgeöffneten Tür, in einer mattenbedeckten Nische sah ich sie, fünf Mohammedaner mit dem Turban auf dem Kopfe. Die Zeit vertrieben sie sich mit Tabulaspielen.

Was nun folgt und wo die braunen Männer mit den Lichtern küssend, knieend, betend herumzogen, ist direkt zum Kopfschütteln, wenigstens mir als praktisch und nüchtern denkendem Kaufmanne war — aufrichtig gesprochen — das Lächeln oft näher, wie das Ernstbleiben. Es ist unglaublich, was die Priesterschaft dort für einen Spürsinn besitzen oder besessen haben muß, daß sie mit aller Bestimmtheit nach Jahrhunderten und -tausenden Punkte entdeckte, wo sich dies und das abgespielt hat; das stellt alles Denken und Forschen namhafter Männer in den tiefsten Hintergrund. Alles fast, was sich von besonderer Wichtigkeit mit Jesu während seiner Leidenszeit zugetragen hatte, spielt sich unter den beiden riesigen Kuppeln der Grabeskirche an genau bezeichneten Orten und Altären ab. Wer nun mit etwas mehr Einfältigkeit wie ich ausgerüstet ist, mag ja alles für bare Münze hinnehmen, was man ihn anweist, ich muß leider bedauern. Ganz Recht mußte ich teilweise meinem Wirte geben, der da sagte: „Wer in heutiger Zeit von den ausländischen Touristen noch etwas Glauben mitbringt, der verliert ihn hier ganz". Allerdings etwas drastisch ausgedrückt, aber nicht ganz unzutreffend.

Ich will nur der Reihe nach aufzählen, was ich sah. Die Kritik überlasse ich allen unbefangenen Glaubensgenossen.

Zunächst bemerkte ich, wenige Schritte von den spielenden türkischen Wächtern, am Boden eine große Marmorplatte, den sogenannten Salbungsstein, der von fauststarken Riesenkerzen umgeben wird und über den in Manneshöhe an einer Kette silberne Lampen hängen. Hier wurde Christus von Josef von Arimathia und Nikodemus gesalbt. Links davon befindet sich hinter einem Gitter der kleine Raum, wo während der Einbalsamierung die heiligen Frauen standen. Geht man in den Rundbogen des Kirchenschiffs weiter, so gelangt man an ein kleines zierliches Häuschen mit einer Zwiebelkuppel, wie wir sie bei russischen Kirchen finden, es ist die Grabkapelle, das Äußere ist reich mit Ornamenten und Malereien bedeckt. Vor dem Zugang stehen sechs etwa einen halben Meter starke Lichte in gigantischen Leuchtern, über denselben hängt ein Ölgemälde, welches Christus mit einem Fähnlein in der Hand darstellt. Was beim Betreten zunächst in die Augen fällt, ist das Bruchstück eines Marmorblocks, das auf einem schön geformten Sockel ruht. Es ist nach der Überlieferung ein kleines Stück des Steines, der zum Verschlusse des Grabes Jesu vorgerollt wurde und den der Engel wegwälzte. Der enge, kleine Vorraum, wo der Stein aufbewahrt wird, heißt die Engelskapelle. Daran anschließend gelangt man gebückt durch eine schmale Öffnung in einen überreich mit goldenen und silbernen Lampen fast tageshell erleuchteten Raum, die eigentliche Grabkammer, in welcher höchstens vier Personen nebeneinander Platz haben. Unter der weißen Marmorplatte, die die eine Längshälfte des Raumes in etwa 60 cm Höhe einnimmt, befindet sich der Ort, wo der Leib Jesu vom Charfreitagabend bis zum Ostermorgen geruht hat.

Hinter der Grabkapelle suchte ich, nach Verlassen derselben, einen dunklen Gang auf, der durch die prunklose Kapelle der Syrier zu mehreren etwa einen Meter tiefen, jetzt leeren, Senkgräbern aus ältester Zeit führt, unter denen sich, der Tradition nach, das Grab des Josef von Arimathia befindet, das er sich nach dem Tode Jesu machen ließ.

Setzt man von der Grabkapelle aus den Rundgang fort, so gelangt man zu der sogenannten Maria Magdalenenkapelle mit einem hübschen Altar, der sich an der Stelle befindet, wo Jesus nach seiner Auferstehung der Maria Magdalena erschienen ist, und dicht daneben kennzeichnet ein anderer Altar den Ort, wo sich dasselbe mit Jesu Mutter zutrug. In der Mauer der Kapelle eingelassen befindet sich ein Stück der Geißelungssäule, die aber nicht zu sehen ist. Fromme Pilger sind berechtigt, mittelst eines bereitliegenden Eisenstabes in eine ganz kleine Öffnung hineinzufühlen, wobei sie den Säulenüberrest berühren sollen. Die Sitte erheischt es, daß sie nach getaner Berührung das Ende des Stabes, der gewissermaßen geheiligt ist, küssen. Ein Altar mit anschließendem kleinen Betraum, der ziemlich dunkel liegt, heißt das Gefängnis Jesu und soll mit dem Platze identisch sein, wo Jesus kurze Zeit verwahrt wurde, während die Vorbereitungen zur Kreuzigung stattfanden. Die nächsten, dunkel gelegenen Altäre sind nur zur „Erinnerung" an den Kriegsknecht, welcher Jesu mit der Lanze die Seite öffnete, und an die Kleiderverteilung errichtet.

Während die bisher erwähnten Teile der Grabeskirche immerhin einen modernen Eindruck machen, erkennt man bei der einige Stufen tiefer gelegenen Helenenkapelle sofort an der nüchternen, schwerfälligen Bauart und den wunderlichen Malereien, daß dieser Teil aus ältester Zeit herrühren muß. Neben dem Altar befindet sich ein plumper Sitz aus Stein, von welchem man in ein tiefes finsteres Gewölbe blicken kann. Hier saß die Kaiserin Helena, während dort unten nach dem Kreuze mit Erfolg gesucht wurde.

Doch es ist noch vieles, was der Kirchenraum beherbergt und die verschiedenen Sekten als historische Stätten verehren. Alles anzuführen, würde zu weit führen, ich will daher nur noch das Wichtigste herausgreifen.

In der Kapelle der Verspottung oder Dornenkrönung wird ein Stück der Verspottungssäule aufbewahrt. Steigt man hier eine Anzahl Stufen aufwärts, so gelangt man auf ein reich geschmücktes felsiges Plateau — es ist Golgatha, die Schädelstätte. Wenn sich ernste Forscher auch mit dieser Feststellung nicht begnügen können, so stellt sie die blinde Masse der Gläubigen völlig zufrieden und zeigt ihnen immer von neuem Orte, wo der Höchste das Gebet oder die Reihe der Gebete besonders gerne erhört. An der Kreuzerhöhungsstätte erkennt man heute noch die Vertiefung, in welcher das Kreuz Jesu, desgleichen die Stellen, woselbst diejenigen der beiden Schächer standen. Ein natürlicher Spalt im Felsen rührt nach der Überlieferung vom Erdbeben beim Tode Jesu her. Der südlich an die Kreuzerhöhungsstätte stoßende Altar bezeichnet den Platz, an welchem Maria bei der Kreuzabnahme den Leichnam Jesu in Empfang nahm. Vor dem benachbarten Altar soll die Annagelung und Kleiderberaubung stattgefunden haben, was man durch einige Rosetten kenntlich gemacht hat. Südlich davon schließt ein Gitter einen kleinen Raum ab, den man die Schmerzenskapelle nennt. Dort verweilte Maria bei der Annagelung. Unterhalb des felsigen Golgathahügels befindet sich eine geräumige Grotte, deren Wände mit Schmucksachen, Stickereien, Gold, Silber und Edelsteinen reich bedeckt sind. Es ist die sogenannte Adamskapelle, in welcher der Schädel Adams gelegen hatte, als das Blut Jesu durch den Felsen auf ihn floß. Wir haben den Rundgang beendigt und sind wieder bei den türkischen Wächtern am Eingang angelangt.

Das ganze Mittelschiff der Grabeskirche nimmt ein luxuriöses Bauwerk ein, das von schweren Golddekorationen strotzt. Man nennt es das Katholikon der Griechen; es bedeckt den Boden, den früher der Garten des Josef von Arimathia einnahm. Ein dort befindlicher Steinglobus bezeichnet den Griechen den Mittelpunkt der Welt! —

In demselben Maße, wie mich die Stadt enttäuschte,

enttäuschte mich auch die so viel besprochene und viel besuchte Grabeskirche. — —

Während ich darüber nirgends Ruhe und Frieden finden wollte, änderte es sich aber, als ich am nächsten Sonntage das schöne Gotteshaus der Protestanten, die Erlöserkirche, betrat und die feierlichen Akkorde der Orgel hörte, und als die schlichten treudeutschen Laute von Herz zu Herz drangen, da fühlte ich erst, daß ich im fernen Jerusalem die Heimat der Seele wiedergefunden hatte.

Neuste astronomische „Feststellungen" zum Leben Jesu.

II.

Von den Kindheitsgeschichten gehen wir zum Todestag Jesu über. Nach der biblischen Überlieferung steht er zu dem Passafest (Ostern) der Juden in Beziehung. Dies achttägige Fest um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche begann nicht an einem bestimmten Wochentage, sondern stets am Abend des 14. Nisan mit dem Verzehren der am Nachmittag geschlachteten Passalämmer. Um den Anfang dieses Festes war regelmäßig Vollmond, weil der 1. Nisan jedesmal nach dem Sichtbarwerden der Neumondsichel bestimmt wurde. Nach der Darstellung aller vier Evangelien ist Jesus an einem Freitag gestorben, bei den drei ersten Evangelien (den sogenannten Synoptikern) fällt dieser aber auf den 15. Nisan, beim Johannesevangelium auf den 14. dieses Monats. Jene drei haben folgenden Gang der Dinge: Schlachten des Passalammes, Passa (Abend)-Mahl Jesu mit seinen Jüngern, Verhaftung in der Nacht, Tod am Tage darauf, am 15. Nisan, während nach dem vierten Evangelium Jesus als das wahrhaftige Passalamm am 14. Nisan stirbt, gerade als im Tempel das Schlachten der Lämmer in vollem Gang war. Jesus hätte somit das Mahl nicht mehr genossen und das heilige Abendmahl nicht eingesetzt. In der Tat sagt das vierte Evangelium hiervon nicht nur nichts, sondern erzählt statt dessen die Fußwaschung (Kap. 13), von der nun wieder die ersten durchaus nichts wissen.

Wer hat Recht? Die Beantwortung dieser Frage hat unter Aufwendung vielen Scharfsinnes zu heftigen wissenschaftlichen Fehden geführt, deren Ergebnis für die Gemeinde nicht unwichtig ist, weil es über die größere oder geringere Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelien gegenüber dem letzten entscheidet. Aber wozu der Streit? Es muß doch ein Leichtes sein, für die Jahre der Statthalterschaft des Pontius Pilatus, unter dem Jesus fraglos starb, die Vollmonde um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche zu berechnen. Die Astronomie ist ja eine unbestechliche und untrügliche Wissenschaft und das Königliche astronomische Recheninstitut in Berlin übernimmt mit größter Bereitwilligkeit die schwierigsten Aufgaben. Aus einem Kalenderkompendium kann man dann bequem ausschreiben, in welchem Jahre der 14. bezüglich 15. Nisan auf einen Freitag gefallen ist. Warum ist denn dieser so einfache Weg nicht längst beschritten worden?

So dachte auch Hans Achelis, Professor der Theologie in Königsberg, tat also und eines Tages erfuhr die staunende Welt: Jesus ist Freitag, den 6. April des Jahres 30 gestorben, das ist der 14. Nisan des jüdischen Kalenders, also hat Johannes Recht. Daß Achelis' Fund 1902 in den Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen unter dem Titel: „Ein Versuch, den Karfreitag zu datieren" erschien, umkleidete ihn mit dem Schimmer des Ansehens, das diese Gesellschaft in hohem Maße genießt. Bald verbreiteten denn auch Kirchenzeitungen und Tagesblätter die Kunde von der großen Entdeckung, die in der nichttheologischen Presse vielfach Befriedigung wegen der Erschütterung der Glaubwürdigkeit der Synoptiker erregte, von konservativen Theologen triumphierend als unanfechtbares Zeugnis für die Zuverlässigkeit des jüngeren Evangeliums begrüßt wurde. Aber die Freude währte nur kurze Zeit.

Die „Christliche Welt", die einen Auszug aus Achelis' Arbeit gebracht hatte, mußte am 16. April 1903 eine von Achelis ihr zugegangene Berichtigung mitteilen: „Während der Amtszeit des Pilatus ist der 14. Nisan einmal auf einen Freitag gefallen, nämlich am 3. April 33, ebenso aber der 15. Nisan einmal, am 7. April 30. Zur Entscheidung zwischen diesen beiden Möglichkeiten können ... Lk. 3, 1 f. und Jh. 2, 20 dienen: sie führen beide auf das Jahr 30 als Jesu Todesjahr. Darnach ist das wahrscheinliche Datum des Karfreitags der 7. April 30. Das war in jenem Jahre der erste Tag des Passa", das heißt eben: der 15. Nisan; „also hätte die Darstellung der Synoptiker Recht und nicht die des Johannes." Achelis hat eine Berichtigung auch an das ostpreußische „Evangelische Gemeindeblatt" gesandt und solche zahlreichen politischen und kirchlichen Zeitungen, allerdings mit sehr geringem Erfolg, zur Verfügung gestellt. Leider hat er ganz unterlassen, in den „Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften" diese Berichtigung zu bringen. So haben denn nicht nur die verschiedensten Zeitungen die falschen Ergebnisse verbreitet, sondern auch wissenschaftliche Abhandlungen die bereits aufgegebene Entdeckung bekämpft. Nach der „Chronik der Christlichen Welt" 1904, S. 586 f., hat Hauptpastor von Bröcker in Hamburg einen Vortrag gehalten und in der „Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche" in Hamburg, Band X, Heft 6—8, veröffentlicht, worin er bezüglich des Sterns der Weisen und des Todestags Jesu mit dem vollsten Vertrauen auf von Oefele und Achelis fußt und darauf sogar das große Wort gründet: „nichts stände eigentlich mehr im Wege, Ostern aus einem beweglichen zum unbeweglichen Feste zu machen", nämlich den Auferstehungstag ein für allemal auf den 8. April anzusetzen, weil am Freitag den 6. April Jesus gestorben ist — nach dem Ablesefehler von Achelis und dessen übrigen haltlosen Voraussetzungen.

Kleine Ursachen große Wirkungen! Es ist nur zweierlei möglich: entweder hat Achelis aus dem von ihm benutzten Kalenderkompendium eine falsche Zeile ausgeschrieben, oder er hat eine falsche Seite aufgeschlagen. Ein Abirren des Auges oder des Fingers — und die Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums ist erwiesen!

Nun hat er jenen Irrtum eingestanden, wenn auch noch keineswegs am gehörigen Orte. Aber die Abhandlung in den „Protestantischen Monatsheften" zeigt, daß er noch viel schwerere gar nicht gesehen hat. Hätte er sich nicht fragen müssen: warum hat denn noch niemand diese astronomische Untersuchung und Berechnung angestellt, wenn die Sache so einfach ist? Sollten da nicht verborgene Schwierigkeiten liegen? Der astronomische Theologe hat ganz übersehen, daß die Juden keine Astronomen waren. Der Anfang eines neuen Monats wurde nicht nach astronomischen Grundsätzen bestimmt, sondern lediglich nach dem Sichtbarwerden des Neumondes. Ganz ähnlich erlebte es einmal Schreiber dieser Zeilen, daß der Gottesdienst in einer Synagoge am großen Versöhnungstag nicht mit einer bestimmten Minute schloß, sondern mit dem Sichtbarwerden des Abendsterns. Es wurde eigens ein Gemeindeglied vor die Tür gesandt, um am Himmel nach ihm auszuspähen. Natürlich wird bei trübem Wetter die Sichel des Neumondes nicht sobald gesehen, wie bei heiterem Himmel. So konnte sich der Beginn des Monats um einen oder um mehrere Tage verschieben. Was nutzt da die zuverlässigste Berechnung nach dem Ansatz, daß 36 Stunden nach dem astronomischen Neumond die Sichel am Himmel stehe? Obendrein hat Achelis sich vom astronomischen Recheninstitut gar nicht angeben lassen, auf welche Tageszeit das fällt, hat also ganz achtlos vorausgesetzt, ein Tag sei zum Neumondstag auch dann ausgerufen worden, wenn die Mondsichel erst ganz spät sichtbar wurde, während es doch ein Feiertag war, der durch bestimmte Veranstaltungen begangen werden mußte.

Aber wenn alle diese Möglichkeiten auch umsichtiger beachtet würden, als es Achelis getan, so hätte man immer noch mit dem Schaltmonat zu rechnen, der ohne feste Regel je nach Bedürfnis direkt vor dem Nisan eingeschoben wurde, so daß, da er 29 oder 30 Tage hatte, im Nisan der 14. oder 15. auf ganz andere Wochentage fielen, als wenn kein Schaltmonat angesetzt worden wäre. Kurz, man wird kaum weiter kommen als Wurm (in Bengels „Archiv für die Theologie" II, 1816—1818) bereits war, der seine gründlichen Arbeiten veröffentlichte „nicht um für ein Jahr bestimmt zu entscheiden, sondern nur, um Freunden der Chronologie die Übersicht der astronomischen Merkmale einiger Jahre, zwischen welchen man zu wählen hat, zu erleichtern".

Schon diese allgemeinen Erwägungen werden uns für Schmiedels Entscheidung gewinnen, daß auch Achelis' berichtigte und zu gunsten der drei ersten Evangelien lautende Feststellung nicht haltbar ist, ohne daß wir die Einzeluntersuchungen hier vorführen. Hätte der Entdecker seine Vorgänger befragt — es ist ihm Unkenntnis und Mißverständnis derselben genugsam nachgewiesen worden —, würde er vielleicht selbst die Veröffentlichung seiner Abhandlung für entbehrlich gehalten haben. Wir muten ihm nicht zu, bis auf Wurm zurückzugehen, sondern nur bis auf den von ihm selbst benutzten und allgemein als unbedingt zuverlässig anerkannten Schürer, in dessen „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi" (3. Aufl. 1901) wir „an allen entscheidenden Punkten das Gegenteil von dem finden, was Achelis vorträgt".

Dieser vermutet: „Man wird es der Praxis der alten Juden zutrauen dürfen, daß sie stets auf ein genaues Zusammentreffen des Vollmondes mit dem Fest hielten", während Schürer betont, „daß der neue Monat ohne vorherige Berechnung jedesmal beim Sichtbarwerden des Neumondes begonnen wurde". „Gerade weil sie nicht berechneten, sondern lediglich beobachteten, konnten sie keine Fehler machen", sagt Achelis. Schürer stellt aber eben fest, daß sie nicht den Vollmond, sondern die Sichel des Neumondes beobachteten. Achelis nimmt an, „daß man auf das Zusammentreffen des Vollmondes mit dem Passa den Akzent legte". Schürer hält für sicher nur, „daß das am Vollmond des Nisan zu feiernde Passafest jedenfalls nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche fiel".

Schulsorgen.

Von D. Paul Mehlhorn.

II.

3. Während es für Ehlers selbstverständlich ist, daß der Religionsunterricht für jede Konfession getrennt erteilt wird, verlangt Drewke grundsätzlich einen christlichen, doch konfessionslosen Religionsunterricht. Ein solcher wird ja wohl in einigen Kantonen der Schweiz (Bern?) erteilt. Martig hat dafür seinerzeit eine vom Verein für freies Christentum mit dem Preis gekrönte biblische Geschichte verfaßt, die eine größere Anzahl von Auflagen erlebt hat. Aber der Gedanke verträgt sich eben tatsächlich nur mit dem freien protestantischen Christentum und wird deshalb von der Orthodoxie beider Kirchen wohl immer lebhaft bekämpft werden. Die „konfessionslose Schule", die noch von der Simultanschule zu unterscheiden ist, besteht zwar nirgends in Deutschland, würde aber nach Drewke den Bestimmungen des Artikels 14 der preußischen Verfassung durchaus entsprechen, der nur den christlichen, nicht den konfessionellen Charakter der Volksschule betont. Nach Artikel 24 sollen freilich „bei Einrichtung der Volksschule die konfessionellen Verhältnisse berücksichtigt werden". Danach wäre natürlich die Alleinherrschaft der konfessionslosen Schule durch das bestehende Recht ausgeschlossen, und Drewke erhebt auf eine solche auch keinen Anspruch. Ja, praktisch kommt es ihm zunächst nur darauf an, daß auch nicht auf die Alleinherrschaft der Konfessionsschule mit Hülfe der Gesetzgebung hingearbeitet wird, sondern die Gleichberechtigung der Simultanschule, und somit auch die Möglichkeit der Errichtung neuer Simultanschulen, gerettet wird, und so ist auch er entschieden gegen den konservativ-nationalliberalen Kompromißantrag. Seinen Standpunkt beleuchtet er durch interessante Mitteilungen aus der preußischen Schul- und Schulrechtsgeschichte. „Selbst König Friedrich Wilhelm III. spricht in einem Erlaß vom Jahre 1799 aus, daß es zweckmäßig sei, wenn der in den Schulen zu erteilende Religionsunterricht sich auf die allgemeinen Wahrheiten der Religion und die allen kirchlichen Parteien gemeinschaftlichen Sittenlehren beschränke. Ebenso wohlwollend begrüßte er die simultane Schule in einem Schreiben vom Jahre 1829." Daß allerdings der strenge Katholizismus sich auch im sittlichen Erziehungsziele von dem vollbewußten Protestantismus wesentlich unterscheidet, sollte Drewke den Vertretern der Kompromißparteien ruhig zugeben. Überhaupt sind nicht alle Bedenken so gebildeter und urteilsfähiger Männer wie Hackenberg von anderen, darunter auch sachverständigen Konservativen, „auf ihr Nichts zurückgeführt". Dagegen tritt Drewke, der wohl selbst Lehrer ist, mit gutem Recht auch dafür ein, daß die Summen, die nach dem geplanten Gesetz zur Gründung technisch unzureichender konfessioneller Zwergschulen verwendet werden würden, lieber zur Erhöhung der Lehrergehälter und zur Ausführung dringend nötiger Schulbauten an Orten, „wo der Lehrer noch 100—200 Kinder in der Klasse hat", benutzt werden sollten.

4. Zu den Gebieten, in denen die Simultanschule derzeit gesetzlich eingeführt ist, durch das drohende neue Gesetz aber gefährdet sein würde, gehört das ehemalige Herzogtum Nassau. Eine historisch-kritische Betrachtung der nassauischen Simultanschule darf daher gewiß unser Interesse beanspruchen, besonders wenn sie von einem ihr günstig gestimmten katholischen Schulmanne herrührt. Man wundert sich wohl zunächst darüber, daß dieser selbst als inaktiver es vorzieht, seinen Namen nicht zu nennen, nach seiner Schrift aber scheint es nicht, als ob ihm dessen Nennung innerhalb seiner nassauischen Heimat Unannehmlichkeiten hätte bereiten können. Er führt auch manche Stimmen katholischer Geistlicher, ja, am Schluß seiner Schrift sogar ein Wort des ehemaligen Zentrumsführers Mallinckrodt, zu Gunsten der Simultanschule an, die — eigentlich im Widerspruch mit ihrem Wesen — meist unter geistlicher (Orts-) Schulaufsicht steht, wodurch allerdings das Verhältnis zwischen Lehrern und Geistlichen nicht erfreulich beeinflußt wird. Einen konfessionslosen oder allgemeinen Religionsunterricht, dessen Aufhebung 1844 der auch der Simultanschule feindliche, ja, fanatische Bischof von Limburg, Dr. Blum, erwirkte, billigt auch der Verfasser — im Unterschied von Drewke — nicht, wie er überhaupt einem maßvollen kirchlichen Einfluß auf die Schule das Wort redet. Die Simultanschule selbst aber rechnet er zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten" seines Heimatlandes, deren Erhaltung diesem bei der Annexion durch Preußen versprochen worden ist, und deren Schilderung durch Firnhaber 1883 dem nachmaligen Kaiser Friedrich den Ausspruch entlockte: „das ist das Ziel, welches ich mir für das ganze preußische Schulwesen vorsetzen werde". Leider haben sich die Zeiten in Preußen stark geändert! Diese veränderte und im Kompromißantrag vom Mai 1904 zum Ausdruck kommende Zeitlage hat denn auch in Nassau eine lebhafte Bewegung hervorgerufen, die auf Erhaltung der Simultanschule gerichtet ist, für welche unser Verfasser nur eine Änderung wünscht: „die Fachaufsicht durch Kreisschulinspektion".

Schade, daß diese äußerst gemäßigte Opposition gegen den Schulantrag etwas breit geschrieben und infolge ihrer Anlage nicht frei von Wiederholungen ist! Daß die Sozialdemokratie in Nassau weniger um sich gegriffen hat, als anderswo, dürfte wohl an anderen Umständen, als an den Wirkungen der Simultanschule, liegen.

5. Zu den chronischen Sorgen gehen wir über, indem

wir uns der Broschüre von Arthur Bonus, „Vom Kulturwert der deutschen Schule", zuwenden. Man braucht nur die Speisenfolge, das Inhaltsverzeichnis, zu lesen, um Appetit zu bekommen, und höchst pikant, großenteils vortrefflich zubereitet, allerdings auch nicht ganz frei von Sprachbrocken, die nicht recht gar sind, ist die Kost, die der von vielen nach geistreichen Paradoxien hungrigen Geistern hochgefeierte Verfasser dieser Schrift uns vorsetzt. Ich muß aber offen aussprechen, daß ich an dem Verfahren von Bonus die nötige Pietät und Gewissenhaftigkeit vermisse. Er bringt — natürlich unbewußt — seiner Originalität bedenkliche Opfer an Sachlichkeit und folgt in gefährlicher Weise der Richtschnur des Wortes: ingeniosius quam verius, mehr blendend als wahr! Manches Stück Feuerwerk, lustig anzusehen, aber nicht geeignet, sich daran für lösbare Aufgaben zu erwärmen, dagegen wohl geeignet, durch versprengte Funken, die nicht in der Luft verglühen, noch recht nützliche und wohnliche Häuser — brauchbare Schulhäuser, die nicht sofort durch bessere ersetzt werden können, — in Brand zu stecken!

Gewiß, Bonus spricht auch Wahrheiten aus, und zwar in wirksamster Form. Er deckt tatsächliche Schäden am gegenwärtigen Betrieb unserer höheren wie unserer Volks-Schule auf, der er nachzusagen beliebt, sie biete „popularisierte, verdünnte, mechanisierte und materialisierte Gymnasialbildung", und wendet sich gegen manche auf sie gerichtete verkehrte Bestrebungen. Gewiß sind die Werke unserer deutschen und der alten Klassiker zu gut dazu, um als Beispielsammlungen für grammatische Übungen verwendet zu werden; gewiß soll die Schule nichts, und gerade das höchste, die Religion, nicht Kindern aufdrängen wollen, ehe sie Bedürfnis und Fassungskraft dafür haben, überhaupt nicht auf Vergewaltigung der Geister hinarbeiten; gewiß soll die Methode nicht zum geistlosen Drill werden; gewiß ist es verkehrt, die Schule zum „Kulturmädchen für alles" machen zu wollen. Aber in bezug auf den letzten Punkt handelt es sich zum Teil um Warnungen, zu deren Beherzigung noch Zeit ist; in anderen Punkten verallgemeinert und übertreibt Bonus das, was bei der menschlichen Unvollkommenheit zuweilen vorkommt; in noch anderen weist er uns auf notwendige Reformen hin, beweist aber nicht die Notwendigkeit oder auch nur das Recht, die Unterrichtsgegenstände, die man unter dem Namen Gesinnungsunterricht zusammenzufassen pflegt, nach einer gnädigst gewährten Galgenfrist (s. S. 70!) gänzlich auszuscheiden. Glaubt Bonus denn an gar keine Normen des sittlichen und religiösen Lebens, auf die auch junge Gemüter hingeleitet werden können und sollen, ohne daß sie zur Heuchelei gezwungen oder zur Verkrüppelung verdammt werden? Können denn nicht auch Lehrer von innerem Beruf — eine vernünftige Schulordnung freilich vorausgesetzt, die aber doch nicht überall fehlt und jedenfalls zu erstreben wäre, — wie gute Eltern „das, was sie in schweren Jahren, nachdem sie den Schutt weggeräumt hatten, sich errangen, mit aller der Zartheit und dem Ernste, von dem sie beseelt sind ihren Kindern gegenüber, in deren Geist hinüberzuleiten" suchen? (vgl. S. 63 f.) Bemühen sich denn hierum überhaupt die Eltern in ihrer Mehrzahl, ja, sind nicht viele dazu unfähig? Heißt denn erklären ohne weiteres „zerklären, zerkauen?" Sind denn all' unsere Kinder Genies, die auf den Gebieten der Kunst, der Literatur, der Sittlichkeit und Religion in ihrem dunklen Drange den rechten Weg schon von selbst finden werden? Ja, können nicht auch dem Genie viele zeit- und kraftraubende Umwege durch kundige, verständige Führer erspart werden? Wollen wir mit Rousseau wieder nur die Erbfehler und Erbsünden und nicht auch die Erbgüter und Erbtugenden unserer Kultur sehen, ja, wollen wir mit Bonus sagen: Gott sei Dank, daß wir noch gar keine wirkliche Kultur haben, die es sich fortzupflanzen lohnt, und gerade darum noch hoffen dürfen, einmal eine zu erlangen? Bonus versteht unter Kultur „vorgeschrittene Natur", „einen Versuch zur Höherentwicklung der menschlichen Natur in bestimmter Richtung" (S. 64). Verstehen sie unsere besseren Lehrer wohl anders? Und kommt Bonus nicht durch das Merkmal der „bestimmten Richtung" mit seinem bloßen Naturalismus, Individualismus, „Hyperoriginalismus" — um auch einmal von seinem Wortbildungsrecht Gebrauch zu machen — in Widerspruch? Er will bestimmte vererbte Kräfte und Strebungen konserviert sehen, aber er läßt sie in einem gewissen mythologischen Optimismus „als neue Instinkte oder Sinne in die Physis der Menschheit eingehen". Ob sie ihm wohl ohne jede pädagogische Pflege diesen Gefallen tun werden? Es ist eine schwere Beleidigung eines ganzen ehrenwerten, gebildeten, teilweise von hohem Idealismus erfüllten Standes, wenn Bonus „für alles, was ihm lieb und wert ist, flehende Hände aufhebt: Tut alles, nur bringt es nicht in die Schule!", denn sonst wird es bald „vom Schulekel triefen!" (S. 14.) Es ist ein gefährlicher Rat für die unreife Jugend, sich durch einen Panzer von Faulheit der seelenverderblichen Wirkungen der Schule zu erwehren, die ihrem Wesen nach eigentlich „lediglich technisches Können zu überliefern vermöge", weshalb sich die Volksschule auf Rechnen, Lesen, Schreiben beschränken solle, wozu allenfalls noch Turnen, Handfertigkeitsunterricht und logisch deutliches Sprechen treten dürfe (S. 70).

6. Nicht auf Beseitigung, sondern auf Reform des Religionsunterrichts in der Volksschule zielt Hauptlehrer Gustav Wiederkehr in Mannheim ab. Die Reform war in Baden durch den bekannten Antrag der liberalen Vereinigung an die vorjährige Generalsynode zu einer akuten Schulsorge geworden; leider ist sie durch dessen Ablehnung wieder in die Region der chronischen Sorgen hinabgesunken. Wiederkehr, wahrscheinlich ein noch junger Lehrer — er beruft sich auf eine „mehrjährige Erfahrung" —, Herbartianer, aber, wie er hervorhebt, nicht Zillerianer, etwa in den Spuren des bekannten früheren Seminardirektors Lentz in Karlsruhe wandelnd, legt in einer ausführlichen, fleißigen Arbeit seine Reformgedanken dar, die in der Hauptsache zwar nicht gerade neue, aber gute Wege gehen, wenn man natürlich auch in bezug auf die Einzelheiten anderer Meinung sein kann. Sorgfältige Berücksichtigung der Psychologie des Kindes, — Fortschreiten von wirklicher Anschauung zur Begriffsbildung, von religiösen Persönlichkeiten zu religiösen Lehren, — Hinausschieben des Katechismusunterrichts auf das sechste Schuljahr und Beschränkung des durchzunehmenden Katechismusstoffs, — Beseitigung der Behandlung der biblischen Geschichte nach konzentrischen Kreisen, Einführung der Konzentration, der Vereinheitlichung der verschiedenen Zweige des Religionsunterrichts: Geschichte, Spruch, Lied, Choralgesang und Katechismus, — Ergänzung des in der Volksschule Erarbeiteten durch Religionsunterricht in der Fortbildungsschule — das sind seine wesentlichsten Vorschläge. Die Darlegung ist oft recht frisch und schwungvoll, in manchen Partien aber auch recht schwerfällig und dunkel. Wer wird z. B. mit dem Satz viel anfangen können: „Der Glaube ist demnach das Resultat völliger, dauernder Umstimmung motorischer Zentren für bestimmte Handlungsgruppen, Bereithaltnng aller psychischen Kräfte für die Verfolgung der Zwecke und Absichten, die das unserer Verehrung würdige Ideal in sich verkörpert?" Entstellt wird die Schrift durch eine Anzahl orthographischer Fehler und falscher Satzbildungen. Der Verfasser nimmt die der badischen Volkssprache eigentümliche Verwechslung des Akkusativs mit dem Nominativ auch in die Schriftsprache auf, so daß wir mehrfach Sätze lesen wie den: „daß hier . . . die Choralweise . . . nicht der lebenswahre Ausdruck der Gefühle . . . darstellt, welche den Dichter bei der Abfassung der Strophe beseelt hat" (S. 28).

Zwei mahnende Worte aus unserer Schrift seien den Kirchen- und Schulbehörden zu besonderer Beherzigung angeführt: „Auf dem Gebiete der Schule, ganz besonders auf dem religiösen, sind immer zu einem Fortschritt zwei Jahrhunderte nötig, eins zum Einsehen der Mängel und eins zum Abhelfen. So lange können wir nicht warten, da uns der Boden unter den Füßen brennt" (S. 55). Und: „Die vom Stoff hypnotisierte Religionsschule, sagen wir

Lichtwark nach, hat unsere Kinder mit ihrer Stofffülle satt gemacht, sie sollte sie hungrig machen" (S. 61).

7. Viel eingehender noch als Wiederkehr beschäftigt sich Auffarth mit der Reform des Religionsunterrichts, die als unabweisliche Aufgabe sich aus dem gegenwärtigen Stand der religiösen Frage ergibt. „Das Evangelium statt des Katechismus", das ist auch seine Forderung. (I. S. 123). Der Katechismus braucht nach seiner Ansicht nicht von der Behörde abgeschafft zu werden, aber er soll still verschwinden dürfen, mindestens seine beherrschende Stellung verlieren. Das Verfahren von Männern wie Thrändorf und von Rohden, die von der biblischen Geschichte gern zu einzelnen Sätzen des Katechismus überleiten, erscheint Auffarth zu künstlich. Auf diese Streitfragen, sowie auf die der Behandlung der biblischen Geschichte in konzentrischen Kreisen kann ich hier mich nicht weiter einlassen; dagegen möchte ich meine freudige Zustimmung dazu aussprechen, daß Auffarth gegen die von den Pädagogen so gern vorgeschlagene Abschiebung des Katechismus (als Hauptstoffs) aus dem Schul- in den Konfirmandenunterricht sich verwahrt. Aus dem Programm, das Auffarth selbst aufstellt, und aus den Proben seiner eigenen Verarbeitung der Stoffe, ist sehr viel Gutes zu lernen, auch bezüglich der Sprache, in der man mit der Jugend zu reden hat; nur wäre es wünschenswert, daß diese positive Arbeit nicht immer wieder durch Polemik unterbrochen, sondern diese vorher, so weit nötig, erledigt würde. Ich hebe hier nur einige Gesichtspunkte Auffarths hervor, indem ich hoffe, in den „Prot. Monatsheften" auf seine dankenswerte Schrift nochmals zurückzukommen. „Im Alten Testament soll das Hauptgewicht auf die großen Propheten fallen. Im Neuen Testament können zunächst die Gleichnisse Jesu den Stoff für einen besonderen Jahrgang bilden; sodann sollte eins der synoptischen Evangelien — der Bergpredigt wegen das Matthäusevangelium —" aus der Schulbibel „im Zusammenhang gelesen werden. Hieran reihen sich ausgewählte Stücke aus der Apostelgeschichte und den neutestamentlichen Briefen, die das Glaubens- und Liebesleben der ersten Christenheit schildern und das religiös-sittliche Lebensziel aufzeigen. Damit ist der Stoff für eine christliche Glaubens- und Sittenlehre vollständig aus der Bibel gewonnen, und es erübrigt nur, denselben unter bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Wir können ihn in die drei Teile gliedern: unser Verhalten zu Gott, unsere Stellung zu den irdischen Gütern, unsere Pflichten gegen die Mitmenschen, wobei jedesmal die Person Jesu den Ausgangspunkt bildet" (I. S. 119). Einen biblischen Lehrplan, methodische Winke und einen „Schlüssel zum Verständnis der Bibel" (eigentlich nur des Alten Testaments) bietet Auffarth im zweiten Heft. Im ersten Heft weist er mit Recht noch auf die Wichtigkeit einer Sammlung außerbiblischer Lebensbilder für den Religionsunterricht hin, und zwar nicht bloß kirchengeschichtlicher, vielmehr auch solcher, welche nicht direkt religiös wirken, sondern „die einfache bürgerliche Tugend", die gemeinnützige Tüchtigkeit veranschaulichen, — wir möchten hinzufügen: sofern auch sie mit schlichter Gottesfurcht, einem vielleicht undogmatischen Christentum, zusammenhängt. So ist sehr beachtenswert, was Auffarth (I. S. 158 ff.) aus dem Leben Alfred Krupps (des Vaters des letztverstorbenen Krupp) mitteilt. Während er sich gegen das Auswendiglernen aller Verse langer Kirchenlieder ausspricht, sucht er die Jugend mit charakteristischen Persönlichkeiten kirchlicher Dichter und mit der Geschichte, besonderen Schicksalen und Wirkungen der Lieder selbst bekannt zu machen und sie namentlich für die Mission und den Gustav Adolf-Verein zu interessieren, und zwar abermals hauptsächlich auf geschichtlichem Wege. Das von ihm skizzierte ergreifende Lebensbild Livingstones wird diesen Dienst in bezug auf das Missionsgebiet gewiß vorzüglich leisten. Jedenfalls kann auf solche Weise wirklich Leben in den Religionsunterricht kommen und die Jugend der Gegenwart wirklich von der Macht des christlichen Geistes erreicht, ergriffen werden.

8. Zwei Schulfragen behandelt endlich in Kürze der Vorkämpfer der Bodenreform, Damaschke, der selbst früher Lehrer war: die Frage, was die Volksschule zur Bekämpfung des Alkohols tun kann, und welche Stellung der Lehrer zur sozialen Frage einnehmen soll. Er zeigt, daß der Lehrer viele Anlässe hat, sich um diese zu kümmern, und weist u. a. auf den Mißstand hin, der in der Beschäftigung von Schulkindern in der Morgenfrühe mit Austragen von Backwaren und Zeitungen besteht, sowie auf die allgemeine Volksschule als erstrebenswertes Ziel. Dagegen warnt er vor Einführung von volkswirtschaftlichem Unterricht, da nach Melanchthons Wort „Hadersachen nicht vor Kinder gehören", wie er überhaupt mit Recht gegen die Überhäufung der Schule mit allerhand angeblich zeitgemäßen Unterrichtsgegenständen spricht, also sie, um mit Bonus zu reden, nicht zum „Kulturmädchen für alles" mißbraucht sehen will. So will er denn auch nicht einen besonderen Antialkoholunterricht haben, wie er sowohl in Amerika als in vielen europäischen Staaten besteht, sondern verlangt, daß zunächst die werdenden Lehrer selbst, etwa durch Wanderredner und Prüfungsthemata, für die Alkoholfrage interessiert werden und dann in den verschiedensten Unterrichtsstunden gegebene Gelegenheiten zwanglos ergreifen, um die Alkoholgefahr zu kennzeichnen, in die Schülerbibliotheken einschlägige Schriften aufnehmen und auf den Schulspaziergängen den Alkoholgenuß verhindern. Die auf den Unterricht bezüglichen Einzelvorschläge Damaschkes sind wohlerwogen. Allerdings kann ich vollständige Abstinenz nicht als ein allgemein zu erstrebendes Ziel, sondern nur als Heilmittel für Unmäßige anerkennen.

Vom Büchertisch.

W. L. Rau. Gott und Natur. Betrachtungen zur Ausbreitung eines zeitgemäßen Bibelglaubens. Cannstadt, Selbstverlag des Verfassers.

Auf 30 Druckseiten ein wohlgemeinter apologetischer Versuch, dessen mit unfehlbarer Sicherheit vorgetragene unfertige, ja armselige Urteile teils mitleiderregend, teils humoristisch wirken. Was da über die mosaische Schöpfungsgeschichte, über geologische und entwicklungsgeschichtliche Fragen, über Paradies und Gottesgeist, über Christus und Weltende gesagt ist, erscheint zumeist in sich widerspruchsvoll, verworren und wunderlich. Das Schriftchen ist typisch für das Weltbild, wie es sich in den grübelnden Köpfen mancher Halbgebildeter von heute malt, die von den großen Errungenschaften der Wissenschaft einige Splitter in sich aufgenommen und dieselben in einen wunderlichen Zusammenhang mit den ihnen von Jugend auf lieb gewordenen kirchlichen Glaubenslehren bringen, meinend, ihre unglückseligen Urteile müßten nun beachtenswert, ja maßgebend sein. Schönwald.

K. Hesselbacher. Aus der Dorfkirche. Zehn Predigten. Tübingen, Mohr, 1905.

Die Aufgabe, schlichten Menschen das alte Evangelium in neuem Gewande, d. h. ohne Kirchendogmatik zu predigen, ist in dem Bändchen recht glücklich gelöst. Mit seiner äußerst lebendigen, frischen Art, seiner individualisierenden Methode, seinen knappen, schlagenden Apostrophen sucht der Verfasser einen ganz direkten Weg zu den religiösen Herzensgründen der Hörer. Er predigt praktisch, denn er läßt sich auf längere Gedankenreihen nicht ein, denen der langsam denkende Dörfler vielleicht nicht folgen könnte. Er verzichtet auf jegliche Abstraktion, die dem modernen Prediger, der an manchen Stellen neue Formulierungen des Glaubensinhalts versucht, sonst wohl Bedürfnis ist; er setzt die Heilsbedeutung der betr. Tatsachen als zugegeben einfach voraus und erbaut auf ihnen seine schlichten, kräftigen Mahnungen.

Da und dort erscheint freilich der Fortschritt der Reden mit ihren kurzen, andringenden Sätzen und vielen Fragen etwas sprunghaft, da und dort erscheint eine gehaltene Ruhe zu fehlen, die den Hörer leise zur Selbstbesinnung und -vertiefung führt — doch das ist wohl nur ein sehr geringer Mangel gegenüber der sonstigen Verdienstlichkeit der Predigten. Ein kleiner, kräftig sprudelnder Redebach ist immerhin besser als das müde Geplätscher eines gedankentiefen, langsam gleitenden Redestroms. Solches Aufrütteln der Hörer hat seinen praktischen Wert. In Neckarzimmern schläft gewiß auch das totmüdeste Bäuerlein nur auf Sekunden in seiner Kirche.

Kauft, lest, macht's nach, ihr Dorfprediger! Schönwald.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 17.

Bremen
Berlin.

22. April 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Pobjedonoszew. Der Priester des unbekannten Gottes. — Berliner Brief. I. (Domweihe. — Fall Fischer.) — Nachrichten. — Anzeigen.

Pobjedonoszew.

Der Priester des unbekannten Gottes.

Vor wenigen Jahren noch konnte man in Petersburg den berühmten Prokurator des heiligen Synods recht oft auf der Straße sehen. Oft in einer einfachen Mietsdroschke, zuweilen zu Fuß oder gar im Pferdebahnwagen. Eine schlanke, hagere Erscheinung, ein strenges blutleeres Gesicht mit scharfen, unbeweglichen Zügen. Immer in sich gekehrt, immer starr durch die schwarzumränderte Brille vor sich hinblickend. So hat sich sein Bild fest in meinem Gedächtnis eingeprägt, und wenn ich von ihm höre oder sein Buch wieder einmal in die Hand nehme, lebt es wieder auf. Und ich denke: ein alter Schulmeister ist es, der aber statt einer Schule ein großes Volk und einen riesigen Staat in die Hände bekommen hat, kein Staatsmann. Nicht handeln will er, sondern nur erziehen, wie es das Gesetz und Sitte der Väter vorschreibt. Nicht die geringste Spur irgend eines Schwankens oder Zweifelns ist bei ihm zu entdecken.

Wenn ein westeuropäischer Leser die Ansichten Pobjedonoszews über die modernen Staatseinrichtungen, über das ganze Rechts- und Geistesleben der Gegenwart, über die Presse, über den Parlamentarismus, über die Demokratie, über das Gerichtswesen liest, so überkommt ihn ein gar seltsames Gefühl. Pobjedonoszew hat nicht nur keinen Sinn für die Wohltaten der politischen Freiheit und der Gleichberechtigung der Staatsbürger, sondern er behauptet auch in ganz bestimmter Form, daß sie sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten lassen, sondern vielmehr recht bald wieder verschwinden werden. So schreibt er über die in fast allen westeuropäischen Staaten durchgeführte Trennung der Kirche vom Staate*): „jedenfalls ein anormaler Zustand, der entweder zum wirklichen Übergewicht der Kirche über den scheinbar überwiegenden Staat oder zur Revolution führen muß." Über das demokratische Regime meint Pobjedonoszew: „Die Menge wird schnell hingerissen durch allgemeine, in tönende Phrasen gekleidete Sätze . . . Die Leichtigkeit der Erregung durch allgemeine Sätze führt überall zu der äußersten Demoralisation des Gedankens im Volke, zur Schwächung des politischen Sinnes der ganzen Nation. Das heutige Frankreich bietet ein auffallendes Beispiel solcher Hinfälligkeit, und dieselbe Krankheit infiziert auch schon England." Über das Parlament: „Grauenhaft ist es auch nur zu denken, was bei uns entstehen würde, wenn uns das Schicksal das verhängnisvolle Geschenk eines allrussischen Parlaments gemacht hätte. Nie möge das geschehen." Und weiter: „Solcher Zustand führt unabwendbar zur Anarchie, von der die Gesellschaft durch die Diktatur allein errettet wird." Über die Presse: „Die neueste Presse ist dem Riesen aus dem Märchen ähnlich, der auf seine Stirn geheimnisvolle Runen gezeichnet hatte — das Symbol der göttlichen Wahrheit — und alle seine Gegner so lange besiegte, bis ein furchtloser Kämpe erschien, der von des Riesen Stirn die geheimnisvollen Buchstaben löschte." Über den Parlamentarismus (den Pobjedonoszew für einen raffinierten Humbug hält): „Wir werden wohl kaum noch den Sturz dieses Ganzen erleben, dem der Geist unserer Zeit fortfährt in Selbsttäuschung zu opfern, unsere Kinder und Enkel aber werden das ohne Zweifel." Und so weiter und so weiter.

Es schwindelt einem bei diesen düsteren Prophezeiungen. Man glaubt einen Riesen vor sich zu sehen, der — integer vitae scelerisque purus — auf einer unvergänglichen unerreichbaren Höhe hoch über den leidenden und fallenden Menschen thront. Aber — man denkt gleich an Rußland und dann kann man ein wehmütiges Lächeln nicht unterdrücken. Noch ist in keinem westeuropäischen Lande eine Revolution ausgebrochen, keines ist unter der Last des Parlamentarismus zusammengebrochen und auch der Riese, der die Presse zerschmettern soll, läßt noch immer auf sich warten. Das mächtige Zarenreich aber, das über zwei Jahrzehnte hindurch im Banne Pobjedonoszews und seiner Gesinnungsgenossen stand, kracht in allen Fugen und hat inzwischen so ziemlich auf allen Gebieten, die von der Bureaukratie und der Geistlichkeit beherrscht werden, Bankerott gemacht. Unwillkürlich drängt sich der vernichtende Vergleich auf, den Pobjedonoszew seiner Zeit den Freiheitskämpfern vorgehalten hat: „ihnen" — hat er gesagt — „geht es ebenso wie Swift, der in seiner Jugend ein Irrenhaus gebaut hat, in dem er im Alter selbst Unterkommen fand. Zwei Jahrzehnte Reaktion haben nicht vermocht, von Rußland das Schicksal abzuwenden, das Pobjedonoszew immer als das Schlimmste hingestellt hat, was dem Zarenreiche geschehen kann. Die Selbstherrschaft hat abgewirtschaftet, eine neue Epoche klopft an die Tür.

Jetzt ist der greise Prokurator nur der Schatten dessen, was er einst — unter Alexander III. — war. Es hat einen Moment gegeben, in dem Pobjedonoszew eine welthistorische Bedeutung zugefallen war. Das war nach der Ermordung Alexanders II. Dieser hat bekanntlich einen bereits unterzeichneten „Verfassungsentwurf" hinterlassen, der zwar eigentlich recht weit von einer regelrechten Verfassung war, jedoch zweifellos eine Ablenkung von dem reaktionär autokratischen Regime bedeutete. Sein Nachfolger war bereit, dieses Verfassungsgesetz zu veröffentlichen. Es wurde sogar in einer Sitzung des Staatsrates besprochen und fand die Mehrheit für sich. Aber dann erschien Pobjedonoszew bei seinem ehemaligen Schüler und bat ihn kniefällig, von der Veröffentlichung eines so verhängnisvollen Gesetzes abzusehen. Das wäre für Rußland das Ende aller Ende — sagte er. Überdies sei der Zar nicht einmal berechtigt, auf die ihm von Gott verliehene Machtvollkommenheit zu verzichten. Alexander III. gab nach. Die Verfassungsurkunde wurde nicht veröffentlicht.

Die Rolle, die Pobjedonoszew in der darauf folgenden Zeit gespielt hat, ist bekannt. Er wurde Prokurator, d. h. Vertreter der staatlichen Gewalt, bei der obersten geistlichen Behörde Rußlands. Als solcher machte er im Synod die Interessen des Staates geltend, nach außen hin aber galt

*) Seine Essays über die politischen Streitfragen der Gegenwart sind auch ins Deutsche übersetzt. Vollständige, aber nicht immer ganz genaue Übersetzung ist von Wohlbrück-Dresden herausgegeben worden.

er als Vertreter kirchlicher Interessen. Nach beiden Richtungen hin wurde er, obgleich ein hervorragender Jurist, ein unbedingter Diener der rohen Macht. Er scheute vor keiner Unterdrückung, vor keinen Gewaltmaßregeln zurück. Er war immer bereit, die Kirche durch staatliche Machtmittel zu unterstützen, ließ aber andererseits auch in der Kirche selbst keine unbotmäßigen Regungen zu. Sein Einfluß war eine Zeitlang enorm. Minister, die mit seinem Ressort nichts zu tun hatten, erkundigten sich nach seiner Meinung über die von ihnen geplanten Schritte und, falls er sie nicht guthieß, nahmen sie lieber davon Abstand.

Um derartig zu handeln, muß man vor allem weder vor dem Staate als solchem, noch vor der Kirche als solcher Achtung haben. Nur dann wird der von Pobjedonoszew nach beiden Seiten hin ausgeübte Zwang begreiflich. In der Tat fällt es schon bei der Lektüre des obenerwähnten Pobjedonoszewschen Buches auf, daß er weder für die Selbstherrschaft noch für die russische Kirche auch nur ein Wort des Lobes findet. Beides ist für ihn etwas schlechthin Gegebenes, was gar nicht erst verteidigt zu werden braucht. Er läßt sich darüber in keine Diskussion ein. Das erklärt sich dadurch, daß er an der in Rußland bestehenden Staatsordnung und an der orthodoxen Kirche hauptsächlich das schätzt, daß sie angeblich im Einklang mit dem religiösen Selbstbewußtsein stehen und aus ihm herausgewachsen sind. Dieses ist die Quelle, wo er, ein moderner Antäus, seine Kraft schöpfen wollte. In einem Essay Pobjedonoszews über den Glauben finden wir folgende äußerst charakteristische Stelle: „Welch Geheimnis ist doch das religiöse Leben eines solchen Volkes, wie das unsrige, das sich selbst überlassen ist und nicht unterrichtet wird. Man fragt sich, wodurch denn dieses religiöse Leben entstehe, – und sucht man zur Quelle zu gelangen, so findet man nichts. Unsere Geistlichkeit lehrt wenig und selten, sie besorgt den Gottesdienst und reicht das Abendmahl. Die Bibel existiert nicht für die, die nicht lesen können; es bleiben also der Gottesdienst und einige Gebote übrig, die durch die Eltern den Kindern überliefert als einzige Verbindungsglieder zwischen dem einzelnen Gläubigen und der gesamten Kirche dienen. Ja, es kommt vor, daß in weitentlegenen Orten das Volk überhaupt nichts versteht, weder die Worte des Gottesdienstes noch des Vaterunsers, welches letztere nicht selten mit Auslassungen und Zusätzen, die den Worten des Gebetes jeden Sinn nehmen, wiederholt wird. Und doch ist in allen diesen Köpfen — wie in Athen — ein Altar erbaut „dem unbekannten Gotte", und man weiß nicht durch wen. Ihnen allen ist die wirkliche Gegenwart des Willens der Vorsehung bei allen Begebenheiten des Lebens eine vollendete Tatsache und so unfraglich, so fest im Bewußtsein eingewurzelt, daß, wenn der Tod heranrückt, diese Leute, denen man nie von Gott gesprochen hat, ihm ihre Türe öffnen, wie einem bekannten, längst erwarteten Gaste." Pobjedonoszew hat alles getan, um den Glauben an einen unbekannten Gott — das Christentum kann man ihn wohl kaum nennen, — dem Volke zu erhalten, um diesen Köhlerglauben vor der klärenden Einwirkung der Bildung und Kultur zu schützen. Er war immer ein unerbittlicher Feind jeder Aufklärung und bekämpfte sie auf das Rücksichtsloseste. Es gelang ihm aber nicht, das religiöse Volksbewußtsein für sich zu gewinnen. Das Volk ist seine Wege gegangen. Ihnen ist der gestrenge Prokurator des heiligen Synods so fremd geblieben, wie irgend ein Intellektueller. Alle Bemühungen, den Einfluß der Obrigkeit und der Geistlichkeit zu heben, schlugen fehl. Niemals war ihre Autorität so erschüttert wie jetzt. Und die so lange von Pobjedonoszew bevormundete Kirche selbst, die morsche, jeder selbständigen Regung längst entwöhnte russische Kirche, sehnt sich auch nach Befreiung von dem furchtbaren Drucke der Bureaukratie. Sie will sich vom Staate losmachen und den staatlichen Prokurator durch einen gewählten geistlichen Patriarchen ersetzen. Das ist der Mühe Lohn! . . .

Die Blätter hatten vor kurzem noch einmal von bevorstehender Demission Pobjedonoszews gemeldet, anscheinend wieder falsch. Es ist ja nicht leicht, einen Pobjedonoszew zu zwingen, seinen Posten zu verlassen und freiwillig geht ein Pobjedonoszew auch nicht. Die Zeit aber, wo man auf die Mahnungen des Prokurators des Synods gelauscht hat, ist vorbei. Selbst die gelehrigsten Jünger haben ihn verlassen. Das ist die Tragik des alten Schulmeisters!

Berliner Brief. I.

Domweihe. — Fall Fischer.

Wir haben noch nichts vom neuen Dom in diesen Blättern gesagt, das hat zunächst einen äußeren Grund. Wir konnten noch nicht hineinkommen, um ihn zu besehen und unter die vielen, die jetzt noch mehr als neugierige, denn als feiernde Gemeinde allsonntäglich durch absperrende Schutzmannsketten sich drängen, mochten wir nicht gehen, uns täte Gottes Wort leid und die Pastoren auf der Kanzel und die bloß Neugierigen darunter. Viele von ihnen werden nun auch die donnernde Rede des streitbaren Magdeburger Generalsuperintendenten hören zur landeskirchlichen Versammlung, hoffentlich werden auch viele sich wundern: ob denn, was da verkündet werden wird, wirklich das ganze Christentum sei. Innerlich aber hinderte es uns, daß wir der Domweihe die Bedeutung doch nicht zumessen konnten, die man ihr offiziell gab, als sei sie ein Fest der evangelischen Christenheit der Welt, wie die Vertreter ausländischer evangelischer Kirchen bezeugen sollten, die an der Feier als geladene Gäste teilnahmen.

In einem Augenblick freilich, da orthodoxe Agitatoren am Werke sind, leichtfertig und leichtherzig die Volkskirche zu zertrümmern, um ihre Parteimeinung durchzusetzen, möchte es immerhin gut sein, ihnen vor die Augen zu führen, was Oberhofprediger D. Dryander in seiner Weiherede ausführte:

> Heute ist wiederum die evangelische Welt hier versammelt, Fürsten und Volk als Kinder einer Reformation, entschlossen, über die trennenden Unterschiede in Bekenntnis und Geschichte, in Kultus und Sitte, hinüber einander die Hand zu reichen, in Gewißheit eines Glaubensgrundes, der tiefer liegt, als alle jene Unterschiede.

Aber wir glauben nicht, daß sie hingehört haben, ja, wenn sie hinhörten, mochte vielerlei ihnen fehlen aus alter Zeit der Hofpredigerpartei eines Kögel, Stöcker, Schrader, von Schelten und Grimm, von Verdammung des Unglaubens und Pochen aufs „Bekenntnis". War's doch der alte Dom, der jene traurige Szene erlebte, da das Bekenntnis des Apostolikums zu einer Demonstration wider ehrliches Forschen und Ringen im Glauben mißbraucht wurde. Davon war nichts zu merken! Wohl geht durch beide Reden jene aus praktischem Bedürfnis und frommem Gefühl geborene Christustheologie, die sich nicht aufraffen mag zur Frömmigkeit Jesu, die es allein zu tun hat in der Religion mit dem lebendigen Gott, aber ein Wort, das die Gegensätze in der Kirche berührte, war doch ein Wort des Mitleids und des Verstehens, nicht des Fluches, wenn D. Dryander sagt:

> Die Menschen werden sich zerglauben und zergrübeln über dem Geheimnis dieser wunderbaren Gestalt, dieser „persönlichsten aller Persönlichkeiten". Sie werden neue Formeln suchen, um ihre Größe in menschliche Werte zu fassen. Aber immer wieder werden sie, wie Luther spricht, „bei der Krippe Christi stehen bleiben, der Mensch geworden ist", bei dem Christus der Bibel, des Katechismus, der Kirche, von dem es gilt: „Ich bin bei euch!"

Und der Höhepunkt des Gottesdienstes, der mit Recht von dem zweiten Redner, dem Hofprediger Kritzinger, in der Verkündigung des Wortes gesehen wurde, wird nach Dryanders Worten erreicht:

> „. . . so oft das Wort von der Kanzel die Herzen in jene stille, wunderbare Zwiesprache mit dem lebendigen Gott zwingt, in der die höchste Weihe unserer Predigt sich vollzieht — . . ."

Ohne Anstoß können wir beide Reden*) lesen und haben nur das Gefühl, daß, wenn diese Pastorentheologie aus dem Flickwerk der Anleihen und persönlichen Willkürlichkeiten heraus zur wissenschaftlichen Selbstbesinnung und Klarheit käme, dem Verständnis zwischen rechts und links keine unüberwindlichen Hindernisse entgegenständen. Aber freilich sind Volksversammlungen, wie sie jetzt in Berlin von orthodoxer Seite wieder beginnen, nicht der Ort, und Parteiagitatoren nicht die Männer, um solche vertiefende und klärende Arbeit zu leisten, aber die mäßigende Haltung des Oberkirchenrats mag die Zeit und Gelegenheit zu solcher wirklich fördernden Arbeit geben.

Wenn auch Pastoren und kirchenbehördliche Personen hin und her, und die Feiernden im Dom von jenem Gefühl der Bedeutung dieser Feier für die evangelische Christenheit durchdrungen gewesen sind, das ist gewiß für sie und ihre Arbeit ein Segen, daß die Gemeindeglieder weithin ein Gefühl für diese Bedeutung gewinnen könnten, ist uns wohl mit Recht zweifelhaft. — Ganz anders hat die Entscheidung im Fall Fischer die Gemüter bewegt. Mögen Führer rechts und links mit dem Erlaß nicht zufrieden sein, mögen die auf der Rechten auch unter ihren Massen, die ihnen anhängen, Protestresolutionen**) zu stande bringen, die große Menge ist mit richtigerem Gefühl für die Sachlage mit dem Erlaß zufrieden. Die unerhörte Behandlung eines würdigen Mannes ist gesühnt, der Versuch, ein Ketzergericht zustande zu bringen, ist mißlungen, das ist der allgemeine Eindruck. Mögen anspruchsvolle Theologen mit ihren Theorien, wie es hätte kommen müssen, enttäuscht sein und keinen Vorteil für die Kirche und für die Religion aus dem Fall Fischer ersehen, er hat doch einen Segen gehabt. Was kein noch so schönes Buch und keine noch so gewaltige Predigt, keine Versammlung und keine Synode seit langem zu stande gebracht hat, hat die bescheidene ernste Wahrhaftigkeit des Pfarrers und das unglaubliche Echo, das sie bei der Orthodoxie und ihrem Konsistorium gefunden hat, zu wege gebracht: die weitesten Kreise haben nicht nur mit einer kirchlichen Sache wochenlang sich beschäftigt, sie haben Stellung genommen aus der Gleichgültigkeit heraus, für und wider. Jenes Auftreten des Pfarrers aber hat weite Kreise Achtung gewinnen lassen vor einem Stande, dessen Ansehen in die Sympathie für einzelne Vertreter sich zu verflüchtigen droht, und die Entscheidung der obersten Kirchenbehörde, so unverständlich sie zum größten Teil in ihren Ausführungen den Laien sein mag, die sich verwundert fragten, wie man sich eine einfache schlichte Sache so blutsauer werden lassen kann, hat diese Achtung auf die evangelische Kirche, in der es also doch noch Recht und Gerechtigkeit gibt, und eine Freiheit doch auch für andere als orthodox parteimäßig abgestempelte Erkenntnisse und Anschauungen, übertragen. Schon das ist ein Gewinn, denn Achtung für die Kirche ist eine elementare Vorbedingung für die Wirksamkeit der Predigt an ihren Glieder. Wollen wir aber auch das andere gering achten, daß viele fragend und suchend sich wieder an Pfarrer und Lehrer gewandt haben, daß diese Gelegenheit gewannen zur Wirksamkeit auf Einzelne, Vereinzelte und Vereinsamte? Wird nicht auch die Orthodoxie dankbar sein müssen, wie es der Liberalismus ist, daß die Verhandlungen in Volksversammlungen und Presse neben dem Übermaß an Negativem, das solche Vorgänge immer nötig machen, auch Gelegenheit zur Aussprache positiver Glaubenserfahrungen boten? Wer sich der Gleichnisse von der Saat entsinnt, wird auch der Saatarbeit, die in den letzten Monaten geschehen ist, sich freuen — und wer zuerst an das Unkraut denkt, das der Feind mitsäete, mag von dem Meister, dem es auch so ging, Geduld lernen. Die herzlichen Glückwünsche, die von weither und aus allerlei Kreisen zum Erlaß kamen, haben einen guten Klang in der Kirche und für die Kirche.

Fast will uns scheinen, als sei die lange Dauer der neuen Verhandlung nun im Oberkirchenrat über den „Fall Heyn" nicht ungünstig zu deuten. Je ernstlicher erwogen wird, was doch im Fall Fischer eine solche Rolle spielte, daß die Gemeindekörperschaften von Jacobi in Greifswald sich für Heyn erklärt haben, daß von seiner Wirksamkeit keine Verwirrung ausging, daß seine kirchlichen Oberen günstig über seine Tätigkeit urteilen und daß doch die Petrigemeinde neben ihm zwei orthodoxe Geistliche hat, also ihre orthodoxen Glieder nicht gezwungen sind, ihn zu hören, um so ruhiger wird man in diesem Falle wieder den Versuch, die „Taktlosigkeiten" in „Ketzereien" zu verschärfen, zurückweisen können und endlich dem Manne, der Gemeinde in Greifswald und in Berlin die Ruhe wiedergeben. Die ungünstige, ja unfreundliche Beurteilung des Falles Heyn in der „Monatsschrift für die kirchliche Praxis" durch Professor Baumgarten verstehen wir durchaus nicht, der liebt selber ein festes Wort, wenigstens in seinen Schriften, und seine Haltung wird noch unerklärlicher bei seiner durchaus günstigen Beurteilung des Falles Fischer.

Nun ist Ernst Häckel nach Berlin gekommen und hält Vorträge über seine Weltanschauung in der Singakademie. Der „Reichsbote" verknüpft diese Tatsache mit dem Fall Fischer, durch den sollte Bresche gelegt werden, nun wirke Häckel nach. Das Absurde dieser Notiz ist das einzig bemerkenswerte an ihr. Häckel hat unbedingt seine Bedeutung als Naturforscher, wir lieben es nicht, die Gesamtbedeutung eines Mannes zu verdächtigen, weil er auf Gebieten, von denen er nichts versteht, Torheiten behauptet, wie Häckel über Christentum und Philosophie getan hat. Aber die Angst des „Reichsboten" vor ihm, die wir nicht teilen können, liegt auf der Linie, daß die Anerkennung der Entwicklungslehre das Christentum gefährde, weil es die Eigenart der Menschen vernichte. Wir zitieren hier, weil zu ausführlicher Auseinandersetzung kein Raum ist, Otto Pfleiderers Worte aus seiner Religionsphilosophie, 3. Auflage, Seite 536:

Ein besonderes Bedenken gegen die Entwicklungslehre erhebt sich öfters mit Rücksicht auf die Stellung des Menschen zur untermenschlichen Natur: wenn zwischen dieser und dem Menschen eine stetige natürliche Entwicklung angenommen wird, verliert dann nicht der Mensch seine ausgezeichnete Stellung und unterscheidende Würde und wird auf das Niveau der Tiere herabgesetzt? Ich kann jedoch diesen Bedenken kein großes Gewicht beilegen. Die religiöse Würde des Menschen beruht doch jedenfalls auf dem, was er ist, nicht auf der Art und Weise, wie er das geworden ist. Seine Vernunftanlage ist's, was ihn zum Menschen macht und vom Tier unterscheidet; dieser Vorzug bleibt ganz derselbe, gleichviel, auf welche Art man das Eintreten dieses Vernunftwesens in das irdische Dasein vermittelt denken möge; ob ihn Gott aus einem Erdenkloß, was doch auch kein sonderlich vornehmer Stoff ist, unmittelbar gebildet habe, oder aus ungezählten Generationen der irdischen Fauna allmählich sich entwickeln ließ — das eine ist nicht besser und nicht schlimmer als das andere, und keines von beiden kann der Menschenwürde irgend welchen Eintrag tun. — —

*) Reden bei der Einweihung des Doms zu Berlin, Montag, den 27. Februar 1905. Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Hofbuchhandlung. Reinertrag für die Armen der Domgemeinde.

**) Soeben finden wir im „Reichsb." Nr. 90 einen Spezialbericht über einen Vortrag unseres Freundes D. Fischer, der bemerkt, daß der Vortrag „nichts Bemerkenswertes" enthalten habe. Da der Korrespondent des „Rchsb." sicher nicht hingegangen ist, um sich belehren zu lassen, sondern um etwaige Ketzereien „zu bemerken", so scheint er nichts derartiges gefunden zu haben. Da wir aber hören, daß außer dem vom „Reichsboten" vermißten „Bemerkenswerten" doch der Vortrag recht viel „Bemerkenswertes" enthalten hat, so haben wir D. Fischer um sein Manuskript gebeten. Das Thema lautete: „Die Stellung der evangelischen Kirche im Volksleben".

Nachrichten.

Der Kaiser und Rom. Der Kaiser hat bei der Domweihfeier in Berlin auch mit dem Senior Behrmann aus Hamburg gesprochen, darüber berichtete B. im „Hamburger Kirchenblatt": „Doch darf ich dies als Überzeugung des Kaisers verkünden": „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen sein; aber an den Früchten wird man erkennen,

wohin der Sieg sich neigt; denn an ihnen erkennen wir, ob Gott mit uns ist oder mit jenen, und ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in zwanzig oder in zweihundert Jahren, vielleicht in fünfhundert Jahren". Diese klugen Worte, die doch nichts besonders Neues sagen, haben eine Debatte in der Presse veranlaßt, darum teilen wir sie hier im Wortlaut nachträglich mit.

Der „Vorwärts" (13. März 1905) schreibt von der evangelischen Kirche: Die evangelische Kirche hat ungleich der katholischen Kirche aufgehört, im Volke zu wurzeln, und der Mangel an Selbstständigkeit ihrer Diener nach oben hin hat es nicht zum wenigsten verschuldet, daß der unterdrückte Teil der Bevölkerung sie nicht als Zufluchtsstätte im Elend, sondern als Instrument in den Händen der Herrschenden betrachtet und ihr daher kein Vertrauen schenkt.

Eine Konsistorialentscheidung über Privatbesuche eines Pfarramtsbewerbers vom schlesischen Konsistorium ist bisher unwidersprochen geblieben. Der „Reichsbote" (1. März 1905) teilt sie mit: Eine Entscheidung des königlichen Konsistoriums der Provinz Schlesien darüber, ob es zulässig sei, daß ein Pfarramtsbewerber vor seiner Wahl stimmberechtigten Gemeindemitgliedern Privatbesuche macht, dürfte für weitere Kreise von Interesse sein. Der Herr, der hier in der sehr kleinen Gemeinde bei den meisten der stimmberechtigten Gemeindeglieder, welche als maßgebend gelten konnten, Privatbesuche gemacht hatte, wurde gewählt. Die Gültigkeit der Wahl wurde angefochten auf Grund des Kirchengesetzes von 1886, wonach es dem Bewerber um eine Pfarrstelle „nur gestattet ist, den zu gemeinschaftlicher Sitzung vereinigten Gemeindeorganen und zwar anläßlich der von ihm gehaltenen Gastpredigt persönlich sich vorzustellen, während die Bestätigung zu versagen ist, wenn er durch persönliches Werben um Stimmen oder in anderer Weise . . . auf die Wahl einzuwirken gesucht hat". Das Konsistorium entschied: „Die Besuche geben uns keinen Anlaß, seine Wahl zu beanstanden." Dieser Bescheid dürfte für alle Pfarramtsbewerber als deutlicher Wegweiser von Interesse sein und auch notwendig zu wissen, da sich sonst leicht diejenigen im Nachteil befinden, welche, sich an den Wortlaut des alten Kirchengesetzes gewissenhaft und ängstlich haltend, keine Besuche machen und daher den Wählern zu wenig persönlich bekannt sind. — Das scheint uns sehr vernünftig! Aber warum wurde doch Pfarrer Neithardt nicht bestätigt?!?

Vergessen wir die Glaubensbrüder in Böhmen nicht! so schreibt man uns aus Gustav Adolf-Vereinskreisen: Es ist jetzt gerade ein Jahr, daß von Turn die Hiobsposten einliefen, die im Bau befindliche evangelische Kirche sei in Gefahr, durch Zwangsversteigerung der Gemeinde verloren zu gehen. Es hat Eindruck gemacht im deutschen Protestantismus; die Gemeinde Turn hat erfahren dürfen, daß in weiten Kreisen des deutschen Volkes das Herz noch schlägt für evangelische Bruderliebe. Die stattliche Christuskirche in Turn geht der Vollendung entgegen. Aber eine andere Aufgabe ist darüber in den Hintergrund gedrängt worden, die den Glaubensbrüdern im Reich noch zu lösen bleibt. Auf Grund der Beschlüsse der Hauptversammlung der Gustav Adolf-Stiftung zu Hamburg war jedem Zweigverein aufgetragen, 50 Mark zu stiften, um die Bauschuld abzutragen, welche gerade die erste Los von Rom-Gemeinde Böhmens so schwer belastet, die mit ganz unzulänglichem Baukapital ihre Gotteshäuser gebaut hatten in der bestimmten Hoffnung auf dauernde Unterstützung von Seiten der Glaubensbrüder im Reich. Der Hamburger Fonds der Gustav Adolf-Stiftung hatte ihm Hülfe bringen sollen, seiner ist auch in Heidelberg wieder gedacht worden auf der dortigen Hauptversammlung im Herbst vorigen Jahres. Aber erst jetzt stellt sich heraus, wie sehr über dem Kirchbau von Turn die bedrohten Gemeinden, denen der Hamburger Fonds zugedacht war, vergessen worden sind. Und doch handelt es sich um Orte, die gleich im Beginn der Übertrittsbewegung in Böhmen eine ganz hervorragende Stelle eingenommen haben, um Orte, die gerade infolge ihres frühen Eintritts in die Los von Rom-Bewegung die Rache der Feinde zu fühlen bekommen haben, die ja niemals wählerisch gewesen sind in ihren Mitteln. Da ist ganz im Osten am Riesengebirge Braunau, eine Gemeinde, die uns an den Ausbruch des 30jährigen Krieges erinnert, da ist Klostergrab, wo die andere Auferstehungskirche steht, mit gleich inhaltreichen Erinnerungen an die Zeiten der Gegenreformationen, da ist Dux, südwärts von Donnersberg (dem Milischauer) Trebnitz, im Saagegebiet Podersam und Kaaden. Aber gerade die zuerst genannten sind es, die den Kirchbau unternommen haben, als noch längst nicht genügende Baumittel eingegangen waren. So seufzen sie heute unter schwerer Bauschuld, die eine gedeihliche Entwicklung der Gemeinden schwer beeinträchtigt. So sind diese Gemeinden, die im Anfang der Los von Rom-Bewegung sich so sehr rührig gezeigt haben, jetzt in den Hintergrund gedrängt durch andere.

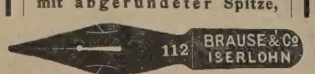
Vom Deutschen Protestantenverein. Der Vorstand hat eine Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb eingerichtet, um protestantische Literatur zur Erneuerung und Vertiefung religiöser Kenntnisse und Erkenntnisse in weiteste Kreise zu tragen. Soeben wird die erste Bestellkarte mit einem Verzeichnis neuester Erscheinungen an uns bekannte Adressen versandt. Wer dieser Arbeit helfen will, unterstütze die Zentralstelle durch Bestellung von Büchern und durch Angabe von Adressen, denen jene Bestellkarte sofort übersandt wird. Der Sitz der „Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb" ist Berlin, S 59, Hasenheide 59.

Für den 10. und 11. Mai hat der Vorstand den ständigen Ausschuß des Deutschen Protestantenvereins zu einer Beratung nach Braunschweig eingeladen. Alle Mitglieder des Vereins haben ein Recht mit beratender Stimme an den Sitzungen des ständigen Ausschusses teilzunehmen. Die Tagesordnung beschäftigt sich mit der gegenwärtigen kirchlichen Lage, über die Pfarrer D. Kirmß-Berlin berichten wird, mit der Ausbreitung unseres Vereins, die der Schatzmeister Herr Weidling behandelt, mit der Arbeit der Sektionen, über die Pfarrer D. Fischer referiert und über den Schriftenvertrieb, dessen Gestaltung Pfarrer A. Fischer auseinandersetzt. Am Nachmittag des 10. Mai wird die erste Sektion (Kirchenverfassung und Kirchenpolitik) tagen. Superintendent a. D. D. Georg Graue-Nordhausen wird über „Die protestantische Lehrfreiheit, ihr Wesen und ihre Grenzen" das die Diskussion einleitende Referat halten. Diese Verhandlung ist jedem zugänglich, doch ist ihr Charakter vertraulich. Am Abend des 10. Mai endlich wird eine öffentliche Versammlung tagen, bei der D. Websky über „Ketzerprozesse in deutschen Landeskirchen seit Gründung des Deutschen Protestantenvereins" sprechen wird und der Professor der Chemie Dr. Fresenius in Wiesbaden den die Diskussion einleitenden Vortrag über „Rechte und Pflichten der Laien in der Gemeinde" übernommen hat. Wir hoffen für das Referat des D. Graue und des Professors Fresenius die Thesen noch vor der Tagung unsern Lesern mitteilen zu können. Jedenfalls sind briefliche Äußerungen zu beiden Themen den Vortragenden und uns, die wir sie jenen übermitteln würden, sehr erwünscht.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Sachsen-Altenburg.
TechnikumAltenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,


berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Von Pastor
Julius Burggraf
in **Bremen** erschienen:
Schillers Frauengestalten. 2. Auflage.
Goethe und Schiller im Werden der Kraft.
Jeder Band geh. 5 Mk., in Leinen geb. 6 Mk., in Halbfranz 7 Mk.
Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart.

Kleiner Verlag moderner Theologie u. Volksschriften
ist, da der jetzige Besitzer sein Geschäft spezialisieren will, billig zu verkaufen.
Freunde des neueren Protestantismus, die sich eine interessante Nebentätigkeit schaffen wollen und dafür ein paar tausend Mark aufzuwenden gedenken, sind gebeten, Anfrage niederzulegen unter „L. V." bei der Geschäftsstelle dieser Zeitschrift.

Martin Bücking: Rektor Siebrand
Eine Erzählung aus der Elbmündung.
Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—
Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Korresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!
— Erste Auflage in drei Wochen vergriffen. —
Bremen. **Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.**

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. **Moesta**, Rektor a. D.

Junger Glaube
Eine Sammlung
von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde**
Preis brosch. M. 1.25, geb. M. 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von
Carl Schünemann.

Der geneigten Beachtung unserer Leser empfehlen wir den der heutigen Nummer beiliegenden Verlagsprospekt der Firma **Eugen Salzer** in Heilbronn.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.